Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

24 (17.6.1934) Rasse und Volk

Visual Library

Arthur Valdenaire:

Karlsruher Baudenkmäler

5. Die alten Orangerien (Schluß)

Das Gebäude war, wie fast alle in der Gründungszeit Karlsruhes erstellten Bauten, nicht besonders gediegen ausgeführt worden und schon bald in schadhaftem Zustand. Die schweren im Dachstock untergebrachten Möbel belasteten außerdem stark das Gebälk, so daß man einen Einsturz des wankenden Baues befürchten mußte. Auch die vier eingebauten hölzernen Treppenhäuser waren sehr baufällig. Sie wurden im März 1772 auf Befehl des Fürsten abgerissen und, in Verbindung mit der Verstärkung des Gebälks, durch zwei steinerne von Müller geplante Stiegenhäuser ersetzt, von welchen eines 457 Gulden 18 Kreuzer kostete.

Zuletzt kam es so, daß zwei Drittel der mittleren Orangerie von der in einem Mittelgeschoß untergebrachten Hauskämmerei und von Möbeln belegt waren, zu welchen 1799 noch ein großer Bestand vom Rastatter Schloß hinzukam, während nur noch ein Drittel als Orangerie diente. Um 1800 war überhaupt die Garten- und Blumenpflege wesentlich zurückgegangen, von dem schönen, ehemals gepflegten Tulpen- und Zwiebelblumenflor war fast nichts mehr vorhanden.

Endlich, im Jahr 1801, erfolgte die schon lang geplante durchgreifende Instandsetzung des mittleren Orangeriebaues. Weinbrenner, mit der Planfertigung beauftragt, lieferte am 25. Juli 1801 ab „eine Skizze zur Veränderung des baufälligen Mansardendachs." Der Entwurf wurde ausgeführt und so bekam die mittlere Orangerie in Abänderung des ursprünglichen Mansardendaches im Laufe des Jahres 1801 ein Satteldach.

Nachdem im Jahre 1808 das an der Rückseite der Orangerie von Weinbrenner erbaute Hoftheater fertig geworden war, bildete die Orangerie den Portalbau zum Theater. Ihr Inneres sollte zu einem Konzert- und Redutensaal umgestellt werden, diente aber als Garderobe und als Malersaal. Als am 17. Februar 1847 das weinbrennersche Theater abbrannte, da war die mittlere Orangerie vom Brand verschont geblieben. Vor dem von Hübsch dann erbauten neuen Theater, dem jetzigen Staatstheater, aber konnte sie nicht stehen bleiben, und so wurde sie im September des Jahres 1852 niedergelegt.

Die untere, bei den Arkadenhäusern des Schloßplatzes anschließende und neben der ehemaligen Landschreiberei gelegene Orangerie erforderte gleichfalls öftere Instandsetzungen. Sie war ursprünglich in Holz gebaut, aber 1745 schon so baufällig, daß sie unterfangen werden mußte. Zwei Treppenhäuser vermittelten den Zugang zum Dachgeschoß, in dem Möbel des Schlosses untergestellt waren und um 1800 die Wohnung des Oberstleutnants Mediculs lag. An der Rückseite der untern Orangerie befand sich früher eine Eisgrube. Dann waren hier das sog. „vordere Grasblumen- und Aurikelhaus und das hintere lange Aurikelhaus" angelegt worden.

Nach Vollendung des Staatstheaters im Mai 1853 wurden die obere und die untere Orangerie in den Bereich des Theaterbetriebs einbezogen und zur Unterbringung der Kulissen und der Verwaltung benützt. Im Herbst 1852 verband man die obere Orangerie durch einen Gang mit dem Theater. Im Laufe der 50er Jahre kamen auf Devrients Antrag hinter den beiden Orangerien noch weitere das Theater beseitende Bauten hinzu, die u. a. Räume für Dekorationen, Garderobe, Kulissenmalerei und die Verwaltung enthielten.

Was endlich das vierte Pflanzenhaus, die zwischen der Kronen- und Adlerstraße liegende Zirkelorangerie angeht, so war auch sie bereits nach zwei Jahrzehnten in einer übeln baulichen Verfassung. Für die Instandhaltung des in Fachwerk erstellten Baues, dessen Türen- und Fenstergewände aus Holz waren, hatte man seit seiner Erbauung nichts getan. Man trug sich daher mit dem Gedanken, die Außenwände durch massive Mauern und die Fenstergestelle durch steinerne Gewände zu ersetzen, auch die Feuerungen in der Mitte des Gebäudes neu herzustellen. Im Jahr 1743 fertigte der Werkmeister Arnold einen Plan, wie „ein Stück der Circul-Orangerie mit einem neu zu machenden Stück Mauer, worinnen zwey Camine zur Feuerung gemacht werden können und der Bau künftighin zu besserer Dauer zu continuieren ist". Außer den allernötigsten Ausbesserungen scheint jedoch damals nichts vorgenommen worden zu sein. Nur das Dach, durch das der Regen kam, wurde 1749 neu eingedeckt.

Die Zirkelorangerie diente weniger der Unterstellung der Orangen- und Citronenbäume, als vielmehr als hortus botanicus der Aufbewahrung der Blumen, Kräuter und Zwiebelgewächse. 1762 wurde hier eine besondere Abteilung für Kampferbäume eingerichtet, die aber bald eingingen. Hinter dem Bau erstreckte sich bis zum Zirkel der Kräutergarten, der mehrere Glashäuser enthielt, ein Aurikel- und ein Kaffeeglashaus, sowie ein Geschirrhaus. Im Dachgeschoß der Orangerie wohnte um 1740 der Gärtner Gasque, außerdem befanden sich hier die Diensträume der Gärtnerei, Stuben für die Gartenknechte und Gesellen, ein Lehrerzimmer und Kammern für Soldaten.

Für den Gartenbetrieb lag die Zirkelorangerie ziemlich ungünstig. So kam es, daß man für die mit der Zeit immer mehr heruntergekommene Anlage wenig tat. 1764 machte man den Vorschlag, den hortus botanicus in zwei neuen Orangerien und mehreren Glashäusern in den hinteren Schloßgarten an das Jägertor zu verlegen, dies namentlich in Rücksicht auf den vor zehn Jahren hinter das Schloß versetzten Lustgarten und den damals am Jägertor angelegten Obstgarten. Neue Pflanzenhäuser waren dringend notwendig. Die Orangenbäume hatten wenig Platz, bekamen von Jahr zu Jahr größere Kronen und mußten immer dichter zusammengestellt werden. Zur Sommerszeit hatten sie zwar mit Früchten gut angesetzt, aber im Frühjahr verloren sie diese zumeist. Im Jahr 1780 zählte man 344 Bäume. Zu diesen sollten damals noch kommen von Durlach 177 Orangen- und Zitronenbäume, von Ettlingen 170 und von Rastatt 123 Stämme. Im Hinblick auf deren Unterbringung beabsichtigte man, alle Orangerien auf der Westseite des Schloßplatzes aneinanderzubauen und in der mittleren Orangerie einen großen Saal für die höchsten Bäume einzurichten. 1789 tauchte dann der Gedanke auf, neue Gewächshäuser auf dem Holzplatz zu erbauen. Trotzdem man große Bedenken wegen des Aufwandes und vor allem wegen der Verlegung der dort stehenden Baulichkeiten hatte, gab Markgraf Karl Friedrich im September 1790 dem Bauamt den Auftrag, Pläne für den dort anzulegenden botanischen Garten und die erforderlichen Pflanzenhäuser zu fertigen. Indessen Mars regierte die Stunde, — die unruhigen Kriegsjahre um 1790 ließen die von Müller ausgearbeiteten Pläne nicht zur Ausführung kommen. Auch die Pflege der Gärten mußte mangels an Mitteln sehr eingeschränkt werden.

Im Frühjahr 1803 wurde die Zirkelorangerie notdürftig hergerichtet, obwohl hier eine Unterbringung von Pflanzen nur noch kurze Zeit in Frage kam. 1804 nahm man die im Dachgeschoß aufgestellten Waffen und die aus der Pistorschen Gewehrfabrik von Schmalkalden gelieferten Gewehre heraus und verbrachte sie ins Obergeschoß der neuerbauten Stallungen des Garde du Corps. 1806 endlich beschloß man, die Zirkelorangerie samt dem anliegenden Gelände zu verkaufen. Das Zirkelquadrat samt allen Gärtnereigebäuden wurde am 10. Mai 1808 für insgesamt 17 320 fl. als Bauplätze versteigert. Im März waren bereits die in der Zirkelorangerie stehenden Pflanzen und Bäume nach dem vor dem Linkenheimer Tor gelegenen alten Komödienhaus verbracht, das nach der Erstellung des Hoftheaters als Orangerie hergerichtet wurde. Auch sämtliche Gewächse, Buchs- Citronen- und Lorbeerbäume in den Gartenanlagen des Schloßplatzes, der zu einem öffentlichen Platz umgestellt wurde, versetzte man alsdann nach dem Holzplatz.

Wir stehen am Anfange des Botanischen Gartens. Darüber soll in der nächsten Studie berichtet werden.

Verantwortlich Helmut Hammer

Rasse und Volk

Folge 24 — Sonntagsbeilage des „Führer" — Sonntag, den 17. Juni 1934

W. E. Oestering:

Robert Haaß

Im Beiertheimer Wäldchen zu Karlsruhe erhebt sich unweit der Stelle, wo das Schlageter-Denkmal errichtet wird, ein Gefüge von Felsblöcken, Findlingen aus dem Schwarzwald, deren größter ein Bronze-Relief trägt. Ein, trotz des mächtigen Schnurrbartes, etwas weiches Männergesicht, von langem Haar umwallt, schaut zu den dunklen Stämmen, die sich um das Becken mit dem kleinen Wassergeriesel drängen, das dem trutzigen Denkmal vorgelagert ist. Es ist das Antlitz von Robert Haaß, das Freunde und vaterländisch gesinnte Männer hier zum Gedächtnis in die Felsen eingelassen haben. Wenn man aber fragt, wer war Robert Haaß, so wissen nicht Allzuviele mehr Bescheid. Und wenn auch einer sagt: „er war Professor an der Technischen Hochschule", so wird man doch Zweifel hegen dürfen, ob er deshalb, d. h. als Mann der Wissenschaft hier verewigt sein soll. Da müßten seine gelehrten Verdienste wohl so bedeutend sein, daß sie, wie etwa bei Grashof, noch nicht vergessen wären. Und was sollte der Lehrer irgend eines technischen Faches hier in der Stille des Waldes unter dem Dunkel der Bäume?

In der Tat sind es andere Verdienste, an die das Denkmal mahnen will. Es gilt dem Menschen und Dichter, dem Sänger der Heimat und des großen Vaterlandes.

Der im Jahr 1847 zu Bruchsal Geborene wuchs in die bewegte Zeit der deutschen Einigung und Reichsherrlichkeit hinein, die sein ganzes Wesen glühend erfüllte. Neben Kaiser Wilhelm, dem Weißbart, und neben seinen Paladinen, vorab Bismarck, hatte Haaß eigentlich nur noch ein Ideal, ein großes Erlebnis, das ihn immer wieder neu beglückte: das war unser Schwarzwald. Gleich Scheffel, an den mancher Zug bei ihm erinnert, trinkt er sich Lebensmut und Gesundheit auf Höhenpfaden und Wanderungen. Hier holt er, den häufiges Kopfweh plagte, sich wieder Gesundheit und inneres Gleichgewicht. Gleich dem Meister Josephus hatte er dem Studium der Rechtswissenschaft den Rücken zugewandt und ein anderes ergriffen, das der Chemie, das ihn freilich auf die Dauer auch nicht befriedigte. Immerhin kam er auf ihren Bahnen nach Spanien, bis er Leiter der chemisch-technischen Prüfungs-Anstalt in Karlsruhe wurde. Zwar seufzte er manches liebe Mal über sein „vergratenes Leben", aber andrerseits regte seine Seele ihre Schwingen zum Flug ins Reich der Poesie, wo er nun keineswegs ein lyrischer Säusler, Wehmutsträumer oder sentimentaler Saitenzupfer war, sondern herz- und mannhafte Töne anschlug!

Scheffel war in manchem Betracht sein Vorbild, und aus eingestandener Verehrung für den Sänger der „Frau Aventiure" ließ Haaß seine erste Veröffentlichung In honorem Victoris Scheffel erscheinen (1886), deren Ertrag der Errichtung eines Scheffel-Denkmals zufließen sollte. Noch hatte er Scheu getragen, seinen Namen auf dem Bändchen zu nennen. Drei Jahre darauf sammelte er seine ersten Wandergedichte: Abnoba. Lieder und Bilder vom Schwarzwald (1889), wiederum ohne seinen Namen preiszugeben, den er unter dem Pseudonym H. Robert andeutend verbarg. Er nahm hier die Scheffel-Huldigungsgedichte auf und zeigte im gewählten Motto: „Still liegen und einsam sich formen ist auch eine tapfere Kunst" sowie an manch anderen Stellen seine Verbundenheit mit dem erkorenen Vorbild. Auch bei Haaß lebt wie bei Scheffel romantische Anlehnung an den Minnesang, gepaart mit Flucht in die Einsamkeit der Wälder, fort von den Nichtigkeiten des Lebens.

In die alten Schwarzwaldwunder
bin ich wieder eingedrungen,
Straßenstaub und Tagesplunder
von der Seele jetzt herunter
und herauf Erinnerungen!

Ein paar Bildchen aus Spanien, ein Gedenken an die Vaterstadt Bruchsal, Schwarzwald-oden und Wanderlieder umreißen die dichterische Gestalt von Rob. Haaß und sein in den sicheren Bahnen der Ueberlieferung ruhig wandelndes Formgefühl. So singt er im Mai und zeichnet eine Landschaft mit zarten Strichen:

Braune Dächer in stillen Gründen,
Weiler und Höfe in Mulden geschmiegt;
blühende Bauerngärtlein verkünden,
daß da drunten der Lenz schon gesiegt.

Aber da weckt eine Ballade vom Türkenlouis plötzlich andere Töne, die mit Fanfaren in die Idylle schmettern:

Und weiter reiten sie nach dem Rhein
und mustern Schanzen und Posten,
und über den Schwarzwaldkamm fließt herein
blutroter Schein aus dem Osten.

Das vaterländische Gefühl wendet sich hochgemut und leidenschaftlich den Zeitereignissen zu und recht flammende Worte der Mahnung gegen den äußeren und noch mehr gegen den inneren Feind, der die Herrlichkeit des neu aufgerichteten Reiches anzutasten wagt.

Deutschland, halte die Augen auf!
Am Horizonte flammt's;
wetterleuchtend zieht es zuhauf,
walte des Wächteramts! . . .

Nebelverborgen schleicht die Gefahr,
Feinde sind draußen und drinnen,
lasse nicht tatlos und sorglos gar
Zeit und Gewalt sie gewinnen.

Der patriotische Akkord füllt selbständig und überzeugungsfroh die Zeit- und Streitgedichte und die politischen Stimmungsbilder vom Oberrhein, wieder unter dem Decknamen H. Robert, in dem Büchlein Pro Patria (Für's Vaterland. 1891). Ulrich von Hutten liefert diesmal das ritterliche Motto, und damit ist der neue Kampfton angeschlagen, der sich tapfer auf die Schanzen schwingt. Die Zeit und das leidige Parteiwesen bringen es mit sich, daß Haaß als Sänger in die politische Arena steigt, um zu klagen, zu mahnen, zu warnen und anzufeuern.

Die Volksverführer hetzen
vergiftend das Volksgemüt;
das Reich mag gehn in Fetzen,
wenn nur ihr Weizen blüht.

Es hat dem ehrlichen Ringen
sich Lüge und Frechheit gesellt,
Jahrmarktstrompeten erklingen,
die Stimme der Schreier gellt.

Gepredigt wird das Hassen,
gezeigt ein dunkles Ziel,
mit der Lebensnot der Massen
treibt man ein freyles Spiel. . . .

Und die Philister schlürfen
ihr Abendschöpplein in Ruh;
sie haben, was sie bedürfen,
und kannegießern dazu.

Immer neu erhebt er die Stimme, dem Rufer in der Wüste gleich, der das Unglück schreien sieht und es wenden möchte. Vorbei ist die stille Wanderpoesie, vorbei die Flucht in die Einsamkeit. Jetzt heißt es Schulter an Schulter stehen und die Einigkeit herstellen, die bedroht ist.

Vergiß mein Volk, vergiß was dich getrennt,
und finde, wann es gilt, dich selber wieder!
Wo hell die eine große Flamme brennt,
da schmilzt der Hader und die Selbstsucht nieder.

So wächst riesengroß die Gestalt des Helden, der diese Einheit geschaffen hat, der sie verkörpert: Bismarck. Unter seinem Zeichen sammelt der Dichter die alten und neuen politischen Stimmungsbilder und wagt sich jetzt endlich mit seinem Namen hervor: Im Zeichen Bismarcks von Robert Haß heißt der neue Band (1899). Die politischen und nationalen Wandlungen unseres Lebens finden hier ein starkes Echo getragen von dem rhetorischen Schwung eines überzeugungstreuen und begeisterten Patrioten. Gegen die Parteien, in deren Treiben die Elemente der Zersetzung wirken, gegen Schwarz und Rot, wendet sich sein ganzer Groll und ebenso gegen den Mißbrauch der Mehrheit im Reichstag:

Wie lang, betrogenes Volk, noch soll
diese Mehrheit dich blamiren
und deine Ehre — das Maß ist voll! —
vor dem Ausland prostituiren?

Wann, Deutscher Michel, wird dich noch
einmal der Zorn erfassen?
Wann endlich zeigst du ihnen das Loch,
das der Zimmermann gelassen?

Nach Bismarcks Verbannung und Heimgang sehnt er sich nach dem Führer, der den Kurs des Reichsschiffes mit kräftiger Hand und klarem Willen bestimmt und dem kläglichen Gezänk ein Ende macht.

Ohne Blut und Luft und Feuer
qualmt das Treiben der Parteien,
und ein planlos schwankend Steuer
treibt in falsche Fahrt hinein.

Eitle Worte, matte Taten,
auf kein klares Ziel gewandt — —
Mög der Himmel dich beraten,
führerloses Vaterland!

Haaß hat die Zeit des tiefsten Niederbruchs nicht mehr erlebt, sonst hätte sie ihm wohl bittere und wehe Töne entlockt, und unschwer läßt sich der Jubel vorstellen, mit dem seine Saiten den neuen Aufstieg, das Dritte Reich und den Volkskanzler begrüßt hätten.

Nach seinem Tode gab Wilhelm Jensen eine Auswahl seiner Nachlaß-Gedichte heraus (1906), worin zu den alten ernsten Zügen nun auch einige heitere treten. Das Scheffel-Latein findet einen wortgewandten Schüler, der sich herzhaft als Schwarzwaldhas' (lepus abrobus) bezeichnet, wohl ein Gegenstück zum bekannten Seehas! Horaz wird feinsinnig übersetzt und neuere Poeten werden treffend parodiert, selbst Scheffel nicht ganz verschont. Daneben stehen noch einmal Wandergedichte aus Schwarzwald dund Italien, und der Versuch einer unvollendeten epischen Erzählung „Wildsee", die das Schicksal zweier Liebenden im dreißigjährigen Krieg darstellen sollte, zeigt, daß Haaß auch auf epischem Gebiet etwas hätte leisten können. Im Ganzen überwiegt aber der elegische Ton und zeigt die reichen Züge des Sängers, die das Denkmal im Beiertheimer Wäldchen bewahrt. Der kämpferische, der siegbafte, der prophetische Dichter, der Rufer und Mahner, der uns noch etwas zu sagen hat, den vermitteln die früheren Gedichte, trotzdem sie stark in ihrer Zeit verwurzelt sind. So singt er zum Tode des alten Kaisers:

Gott sei mit dir, du deutsches Land,
in dieses Lenzsturms Treiben
und schütze dich mit starker Hand:
Das Reich muß uns doch bleiben.

Willy Brandl:

Die „altdeutschen Gemälde" der Brüder Boisserée

Bezeichnend für unsere Zeit mit ihrer Wiederbesinnung auf nationale Werte ist das heiße Bemühen, die große Vergangenheit unseres Volkes, die jahrzehntelang so schmählich vernachlässigt wurde, auf unantastbar wissenschaftlicher Grundlage zu erforschen. Wir gehen zielbewußt zurück in die älteste Vergangenheit, um den lebendigen Zusammenhang zwischen der Gegenwart und der Vorzeit zu erforschen.

Vor rund 150 Jahren ist eine ähnliche Bewegung in Deutschland aufgestanden, allerdings beschränkt auf einen kleinen Kreis: Die Entdeckung des deutschen Mittelalters durch die Romantik. Dies Streben war einmal bedingt durch den Schmerz über Deutschland tiefste Erniedrigung, zum andern aber wollte man der überschätzten Antike und ihren einseitigen Verehrern ganz bewußt die deutsche Vergangenheit entgegenstellen. Da war es besonders das alte Nürnberg, das man mit jubelnder Begeisterung entdeckte, und von dem aus man versuchte, sich über die deutsche Kunst des Mittelalters klar zu werden. Die „Herzensergießung eines kunstliebenden Klosterbruders „von Wackenroder" (1797) und Ludwig Tiecks „Phantasien über die Kunst" (1797) sind die grundlegenden Werke gewesen. Ein anderer Mittelpunkt war das alte Köln. Hier war es vor allem die gewaltige Ruine des nicht ausgebauten Domes, die ständig an die Vorzeit mahnte; und in den vielen alten Kirchen fanden sich noch viele Zeugen der Vergangenheit. Nach den Wirren der Revolution hatten sich die Franzosen in Köln niedergelassen; die Kirchen wurden zum großen Teil sinnlos niedergerissen — allein 9 verfielen zu gleicher Zeit diesem Schicksal —, da war es höchste Zeit zu retten, was zu retten war. Und noch ein anderes kam hinzu: die Fremdherrschaft hatte die nationale Gesinnung außerordentlich gestärkt.

Um die Jahrhundertwende haben zwei junge Leute versucht, diese dem Untergang geweihten Schätze zu retten: die Brüder Sulpice und Melchior Boisserée. Der Vater, einem alten Lütticher Geschlecht entstammend, war ein reicher, hochangesehener Kaufmann. Sulpice sollte sich demselben Beruf widmen, aber mit 19 Jahren entschloß er sich zum Studieren; der um drei Jahre jüngere Melchior fühlte sich mehr zu den exakten Wissenschaften, Physik und Mathematik hingezogen. Der dritte im Bund war ein etwas merkwürdiges Menschenskind, Johann Baptist Bertram, der vor allem Sulpice zum Umsatteln veranlaßt hatte.

Das Sammeln von Altertümern war in Köln nichts Neues. Das hat mit größter Liebe und Begeisterung schon ein alter Geistlicher besorgt: Ferdinand Wallraf, dessen Sammlungen heute ein wertvoller Besitz der Stadt Köln sind. Aber Wallraf hatte alles Mögliche und Unmögliche ohne viel kritische Aussage gesammelt. Goethe berichtet einmal, es habe ihm „methodischer Geist und Ordnungsliebe" gefehlt, er habe zu den Naturen gehört, „die eine Scheu anwandelt, wenn nur von weitem an Sonderung, schickliche Disposition und reinliche Aufbewahrung gerührt wird". Da waren die Brüder Boisserée ganz anders. Sie erkannten sofort, daß nur zielbewußtes Sammeln Wert hätte und beschränkten sich von vornherein auf „nordische" Malerei, wie man damals sagte. Die Anregungen Tiecks und Wackenroders waren hier auf fruchtbaren Boden gefallen, aber noch viel wichtiger war für die jungen Leute die Bekanntschaft Friedrich Schlegels, die sie in Paris machten, wo er gerade Vorlesungen hielt. In ihm fanden sie den Mann, der sie auf den richtigen Weg führen konnte. Gewiß, seine Auffassung der mittelalterlichen Kunst erscheint uns heute recht veraltet und einseitig: „Rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tiefsinnig ist dieser Charakter, dabei unschuldig und etwas ungeschickt." Allein man darf nicht vergessen, daß damals frühmittelalterliche deutsche Malerei so gut wie unbekannt war. Und es kam den Brüdern zunächst auch nicht auf wissenschaftliche Genauigkeit an. Sie haben in Arndts „Geist der Zeit" mit seinen leidenschaftlichen Klagen ihr Vorbild gesehen „in einer Zeit des deutschen Unglücks, wo man in allem Trost suchte was einer besseren Vergangenheit angehörte".

Ihre Sammeltätigkeit, die sie mit wahrer Leidenschaft betrieben, war auch noch dazu vom Glück begünstigt: Aus dem Abbruch der Kölner Kirchen, aus aufgelassenen Klöstern des Niederrheins, aber auch aus Privatbesitz konnten sie eine große Anzahl vom Werken erwerben, die noch heute unser

Stolz sind. Mit unglaublich feinem Spürsinn sind Sulpice solche Entdeckungen gelungen, während Melchior hauptsächlich die geschäftlichen Verhandlungen mit großem Glück führte. Als der große Anreger stand ihnen Friedrich Schlegel zur Seite, der an einer höheren Schule Vorlesungen hielt. Aber dem war es in Köln allmählich zu eng geworden, so daß er sich zum Wegzug entschloß. Damit hat die Heimatstadt für die beiden Brüder ihre Hauptanziehungskraft verloren, zumal die wertvolle Sammlung vollkommen unzulänglich in Privathäusern verstaut untergebracht war und zumal jedes Echo in der Oeffentlichkeit fehlte. Freilich, von auswärts hatten die Schätze schon manchen kunstbegeisterten jungen Mann angelockt, so vor allem Peter Cornelius, auf dessen ganzes künstlerisches Schaffen sie von höchstem Einfluß waren.

Aber wohin sich wenden? Sie brauchten eine Stadt, wo sie und ihre Bestrebungen geistigen Widerhall finden konnten. Da erinnerte sich Sulpice einer Reise, die er an den Oberrhein, nach Schwaben und Bayern gemacht hatte, um die Münster von Freiburg, Straßburg und Ulm zu studieren. Mit größter Freude dachte er an seinen kurzen Aufenthalt in Heidelberg zurück. „Deutschland ist alles!", hatte man da in höchster Freude ausgerufen, „Den Rhein, den Neckar hat Italien doch nicht!" Und hier war der Sitz der jüngeren Romantiker, die so viel Verwandtes mit ihrem eigenen Schaffen hatten, mit ihrer Freude am Volkslied, mit ihrer Entdeckung alter literarischer Denkmäler. Hier nun wurde zum ersten Male die Sammlung als ganzes aufgestellt, daß sie nun als ein Wegweiser hin zu alter deutscher Kunst wirken konnte. Allerdings war der eine Raum bald wieder zu klein, so daß man die Gemälde aufeinander an die Wand stellen mußte, so vergrößerte sich die Sammlung. Aber Heidelberg war im Flug gewonnen. Achim von Arnim meinte, daß „das Kunstgeschwätz doch vor etwas Echtem verstummen müsse." Hier war es auch, wo die Brüder Boisserée den Versuch machten, sich über die historischen Zusammenhänge klar zu werden. Das ist ihnen aber nur zum Teil gelungen, sie verstanden nicht die einzelnen Schulen auseinanderzuhalten, der Versuch, sich auf literarische Anhaltspunkte zu stützen, führte zu oft vollkommen falscher Datierung, selbst die Grenzen zwischen deutscher und niederländischer Malerei waren verwischt. Und so ergab sich für die mittelalterliche Kunstentwicklung ein merkwürdiges Bild: in einer ersten Periode wollten sie vor allem griechischen Einfluß sehen, „neugriechisch" nannten sie darum, was wir heute — freilich auch nicht sehr glücklich — als „romanisch" bezeichnen; diese Periode geht bis zu van Eyck: „hier sind Köpfe, Gestalten, Gewänder, Faltenwurf, ja sogar die Farben, durchaus kräftiger, individueller, ganz nach dem Leben und der Natur gebildet." Also ein ganz plötzlicher, gewaltsamer Umschwung. „Teutsch" nannten sie nun alles Gotische. Aber angesichts der Bedeutung, die diese Sammlung mit ihrer unerhört reichen Entdeckung bisher unbekannter deutscher Malerei hatte, wollen derartige Mißverständnisse nicht viel besagen.

Vor allem Sulpice war sich klar darüber, daß diese private Sammlung baldmöglichst irgendwie in die Oeffentlichkeit übergehen müsse, daß am besten irgend ein Fürst oder eine Stadt sie erwerben müsse. Denn das an und für sich große Vermögen der Boisserée schmolz allmählich auch dahin. Man brauchte aber dazu bedeutende Fürsprecher, auf deren Urteil die Oeffentlichkeit etwas gab. Und Sulpice wollte den Versuch wagen, Goethe, den „höchst berühmten Mann der Zeit", wie er ihn nennt, für sich zu gewinnen. Fürwahr ein kühner Versuch! Allerdings vor fast 40 Jahren hatte Goethe in trunkener Begeisterung vor Erwin von Steinbachs Werk gestanden. Aber hauptsächlich der italienische Aufenthalt hat ihn dieser Kunst vollständig entfremdet; er spricht nur ironisch von seiner „Abgötterey mit dem Straßburger Münster", nur der deutsche Patriotismus könne glauben, daß diese „sarazenische Pflanze" auf deutschem Boden gewachsen sei mit ihren „tanzenden, auf Kragsteinlein übereinander geschichteten Heiligen der gotischen Zierweise." Noch dazu mußte Boisserée Goethe wegen seiner Freundschaft mit Friedrich Schlegel höchlichst verdächtig erscheinen. Aber Sulpice wagte es, ein wenig auch darauf gestützt, daß Goethe in den „Wahlverwandtschaften" ganz offenbar Verständnis für Romantik gezeigt habe. Durch einen Diplomaten wurde die Verbindung hergestellt. Sulpice war klug genug, Goethe bei seiner Vorliebe für Architektur zu packen. Galt ja doch neben der Bildersammlung das Hauptaugenmerk des Entdeckers dem Torso des Kölner Doms. Er hatte von den Ruinen Stiche zeichnen lassen, auch von den alten Skizzen, auf Grund deren der Ausbau vorgenommen werden sollte. Und siehe da! Goethe bezeigte wirklich Freude über diese Sendung. Und als dann später Boisserée selbst nach Weimar kam, da war Goethe zunächst steif und förmlich, aber überraschend schnell gelang es dem diplomatisch veranlagten Kölner, das Eis zu brechen; er konnte Goethes Aufmerksamkeit auch auf die Bilder lenken und sie seinem Verständnis näher bringen. Einige Jahre zieht sich so der Briefwechsel hin. (Es ist reizvoll, ihn im einzelnen zu verfolgen; man liest ihn am besten in Eduard Firmenich „Richartz"-Boisserée-Monographie nach, der auch wir zu großem Danke verbunden sind.) Aber die Entscheidung brachte die Reise, die Goethe 1814 in seine Heimat machte. Diese Reise und die des folgenden Jahres sind vielleicht die glücklichste Zeit in Goethes Leben gewesen. Mit seltener Losgelöstheit sieht der Greis die Stätten seiner Jugend wieder, reist mit dem Freiherrn von Stein den Rhein hinunter, verlebt in seiner Vaterstadt in der Gerbermühle glückliche Tage mit Willemer und Marianne, der „Suleika" des „west-östlichen Diwans". Zu seiner nächsten Umgebung gehörte nun der 30-jährige Boisserée. Und wirklich, am 24. September 1814 kam Goethe in Boisserées Sammlung nach Heidelberg. „Introite, nam et hic dii sunt", soll er ausgerufen haben. Er hat mit ernster Mühe versucht, sich dieser ihm fremden Kunst zu nähern, und hat ihre Bedeutung für die Auffassung der alten deutschen Vergangenheit erkannt — aber er wollte nicht in dieser Art der Kunst den Anfang einer neuen ähnlich gerichteten Aera sehen; drum klingt Sulpicens triumphierendes Wort: „Der alte Heidenkönig hat dem Christkind gehuldigt!" ein wenig überschwänglich. Aber die Hauptsache war: Goethe war von der Bedeutung dieser Sammlung so überzeugt, daß er sich bei maßgebenden Stellen für ihren Erwerb einsetzte. Daß diese „Bekehrung" in der ganzen gebildeten Welt größtes Aufsehen erregte, ist zu verstehen, aber man muß bedenken, daß gerade in diesen Jahren Goethe sich stark den Strömungen nationalen Lebens und der Pflege des heimatlichen Altertums genähert hat, wie sein Büchlein „Ueber Kunst und Altertum in den Rhein- und Maingegenden" zeigt. Er hat die Heimat später nimmer gesehen, ist dann wohl auch der alten deutschen Kunst wieder etwas ferner gerückt, hat sich aber angelegentlichst bemüht, den Bestrebungen, die Sammlung für seine Vaterstadt zu erwerben — mit Hilfe der Städelschen Stiftung —, Nachdruck zu verleihen. Die Verhandlungen scheiterten, ebenso wie die preußische Regierung nicht zugriff, obwohl Schinkel und Rauch leidenschaftlich für den Erwerb eintraten. Von allen Seiten her kamen Angebote, so auch von Wien, nachdem Kaiser Franz I. und Metternich die Sammlung in Heidelberg besichtigt hatten. Endlich kam ein Antrag aus Süddeutschland: die Königin Katharina Paulowna von Württemberg wollte die Sammlung gern erwerben, zumal der berühmte Bildhauer Dannecker und Cotta ihren ganzen Einfluß aufboten. 1818 sind dann die Brüder Boisserée mit ihrer Sammlung nach Stuttgart übergesiedelt und im Jahre darauf wurde sie regelmäßig öffentlich gezeigt. Für die Besitzer war das die Zeit einer idealen Ernte, aber die Verkaufsverhandlungen stockten nach dem plötzlichen Tod der Königin; zudem war das Interesse nach der jahrelangen öffentlichen Ausstellung erlahmt.

Da kam die Rettung für die Brüder, deren Vermögen die Sammlung allmählich verschlungen hatte: König Ludwig I. von Bayern, der schon als Kronprinz die Sammlung in Heidelberg mit Entzücken besichtigt hatte, ließ sie durch seinen Galeriedirektor von Dillis eingehend prüfen. „Die Hauptbilder alle ohne Ausnahme sind unschätzbare Juwelen in der ersten Galerie der Welt", so lautete das Urteil. Der großzügige Fürst, der gerade mit dem Bau der Pinakothek beschäftigt war, feilschte nicht lange. Um den Betrag von 240 000 fl ging die ganze Sammlung in seinen Besitz über. Am 12. Februar 1827 wurde der Vertrag unterzeichnet. Die Sammlung wurde — sehr zum Aerger des preußischen und des württembergischen Hofes — nach München verbracht. Hier wurde sie im Schloß von Schleißheim zum letzten Mal als gesonderte Schau ausgestellt. Ganze Züge von Kunstfreunden wallfahrteten dahin. Und dann wurde die Sammlung Boisserée der alten Pinakothek einverleibt; auch heute ist sie noch dort ein unerhört kostbarer Schatz!